

Gustav Freytag als Kulturhistoriker : ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage

Autor(en): **Habermacher, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **2 (1916)**

Heft 27

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-531362>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gemüt gleich warm durchflutenden religiösen Erziehung. Es bleibt daher dabei, wir lehnen vom staatsbürgerlichen Unterricht nicht ab, was Gutes an ihm ist, und wir geben gerade darum auf dem Felde der religiös-konfessionellen Schule kampflos keinen Zoll breit Boden preis! (Fortsetzung folgt.)

Gustav Freytag als Kulturhistoriker. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage.

Von A. Habermacher, cand. phil.

Es ist ein schöner Zug unserer Zeit, derjenigen Männer hin und wieder zu gedenken, welche ihre Lebensarbeit der Hebung der äußern und innern, der geistigen und sittlichen Kräfte des Volkes gewidmet haben. Darum ist es wohl auch angezeigt, den am kommenden 13. Juli wiederkehrenden 100. Geburtstag des großen deutschen Dichters Gustav Freytag, wenn auch in kurzen Strichen, in das Gedächtnis zurückzurufen. So verlockend es auch wäre, den Dramatiker, Romanschriftsteller oder gar Journalisten Freytag den Lesern der „Schweizer-Schule“ zu schildern, so sind es vielleicht die Zeitumstände, die eine Würdigung des Dichters nach der kulturgeschichtlichen Seite als passender erachten. Zudem ist das Studium Freytags, als des wohl am meisten nationalen deutschen Dichters, wie geschaffen für national-pädagogische Erziehung, und es liegt der Gedanke nahe, aus den rein theoretischen auch praktische Schlussfolgerungen zu ziehen.

Kulturgeschichte ist die Darstellung der Entwicklung der Menschheit vom rohen Naturzustande bis zum Grade der Bildung und Gesittung, den heute die führenden Völker erreicht haben. Sie sucht die Kulturerscheinungen der einzelnen Kulturepochen nach Ursache und Wirkung zu verstehen. Als ein Zweig der Staatengeschichte ist sie aufs innigste mit „Land und Leute“ verquickt. Auch der Darsteller der Kulturentwicklung, der Kulturhistoriker, kann unmöglich diese Abhängigkeit verleugnen. Darum mag es uns auf den ersten Blick etwas merkwürdig erscheinen, daß Freytag eine Ausnahme zu machen scheint. Freytags Lebensanschauung ist tief, ernst und umfassend; sein Wissen gründlich. Im Umgange beinahe schüchtern, zieht sich sein Geist in die Einsamkeit zurück. Kurz und erschöpfend aber schildert er seinen Landsmann, den Schlesier: ¹⁾ „Er ist lebhaft, gesellig, gesprächig, leicht erregt und leicht befriedigt, schnell im Erfassen des Neuen, aber nicht eben so stark an Ausdauer, an beharrlicher Kraft. Eifrig und sanguinisch, wird er leicht von einem Extrem ins andere gezogen, seine Phantasie schafft ihm leicht Ideale, aber sein leichter Sinn läßt ihn nicht zu einem tragischen Kampf mit der Wirklichkeit kommen. Schlesien ist das Land der Gelegenheitsgedichte, der geselligen Kalenderfeste, der Ressourcen, Klubs, Harmonien und Humanitäten. Als Arbeiter ist der Schlesier gutwillig und anständig, aber er schafft weniger als der Norddeutsche, freilich ist er auch genügsamer.“ Schlesien, als Stiefkind deutscher Kultur, trägt an dieser Sonderstellung seines großen Sohnes die Hauptschuld. In seinen Studienjahren aber und noch als Dozent an der Universität Breslau brauchte

¹⁾ Grenzboten 1849, Nr. 3.

Freitag „fröhliche Gesichter, Lachen, Blaudern und Gläserklingen“ und war ein eifriger Theaterbesucher.

Jugendarbeiten.

Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Ols bezog der noch nicht 19 Jahre alte Freitag die Universität Breslau, wo ihn hauptsächlich die Brüder Grimm und ihre Schriften anzogen. Nachdem der junge Akademiker noch ein Semester in Berlin verlebt hatte, wurde er auf Grund seiner Dissertation „de initiis scenicae poëseos apud Germanos“ zum Dr. phil. promoviert. „Gleich das Doktorthema ist sinnig angefaßt. Den Verfasser reizt überall ganz besonders das kulturgeschichtlich Eindrucksvolle, beziehungsreich Ergögliche; und man erkennt die Arbeit eines Menschenkinde, das heiter mit offenen Augen in die Welt blickt.“¹⁾ Es ist ein Stück echte Volkskunde, was der junge Gelehrte in seiner Doktorarbeit niedergelegt hat.

Am 1. Mai 1839 hielt Gustav Freitag seine Antrittsvorlesung als Privatdozent an der Universität Breslau, wo er nun 8 Jahre verweilte. In diese Zeit fallen seine poetischen Erzeugnisse. In diesen ersten und zugleich letzten Gedichten liegt überall ein echt deutsches Empfinden, Denken und Handeln und in dieser Beziehung sind sie auch kulturgeschichtlich wertvoll, ja bedeutender als vom rein literarisch-kritischen Standpunkt aus.

Dramen.

Der erste dramatische Versuch, das Lustspiel: „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen“ hat als Drama große Schwächen, in der Charakterzeichnung aber zeigt sich der werdende Kulturhistoriker. Die politische Posse „Dornröschen“ ist der Ausfluß einer von warmer Vaterlandsliebe erfüllten Seele. Die „Valentine“ und ihr Gegenstück „Graf Waldemar“ sind die Vorläufer der uns am meisten interessierenden „Journalisten“. Mit Recht nennt Konrad Alberti dieses letzte moderne Drama Frehtags „ein mitten im Feuer gemaltes Schlachtbild“. Unter den Wogen der Revolution und der Verfassungskämpfe geboren, sind die „Journalisten“ ein kulturgeschichtliches Dokument. Herzerfrischend und doch auch ethisch zugleich wirkt der „Chefredaktor“ Konrad Bolz, wenn er im 3. Akt sagt: „Ich schreibe frisch drauf los, so lange es geht. Geht's nicht mehr, dann treten andere für mich ein und tun dasselbe. Wenn Konrad Bolz, das Weizenkorn, in der großen Mühle zermahlen ist, so fallen andere Körner auf die Steine, bis das Mehl fertig wird, aus welchem vielleicht die Zukunft ein gutes Brot backt zum Besten vieler.“

Die Wendung zur Politik.

Die Stürme des Revolutionsjahres, die alles Bestehende unbarmherzig knirschend, über Europa dahinbrausten, hatten in Preußen zu den verhängnisvollen Märztagen geführt. Überall schwand die Ruhe und selbst die sprichwörtliche „deutsche Trägheit“ hatte die Daseinsberechtigung verloren. Auch unser Gelehrte und Dichter hielt seine letzte Vorlesung, da zudem die Verhältnisse in Breslau unerträglich geworden waren. Das Revolutionsjahr brachte den dritten Ausbau der Harmonie von Wissenschaft und Dichtung — die Politik. Obgleich sich der

¹⁾ Linden Hans: Gustav Freitag, pag. 54.

Verfasser der „Journalisten“ energisch gegen eine Wahl als Vertreter ins Frankfurter-Parlament wehrte, sollte er bald in noch größerem Maße politisch tätig sein. Den ungeheuren Einfluß der Presse erkennend, übernahm Freytag am 1. Mai 1848 gemeinsam mit seinem Freunde Julian Schmidt die Redaktion des „Grenzboten“. Mußte in jenen sturmbelegten Tagen neben der Politik alles andere zurücktreten, so kamen doch allmählich auch Fragen der Kunst, Wissenschaft und Technik zur Sprache. Und diese Jahre sind es gerade, wo der Dichter, Gelehrte und Redaktor zum Kulturhistoriker wird. In unzähligen Artikeln schilderte er das deutsche Volk in seiner Vergangenheit. Nicht alte Chroniken bildeten dabei sein Quellenmaterial, sondern Tagebücher, Briefe und Gedichte tüchtiger Männer, die vielleicht unbewußt das Abbild ihrer Zeit waren. Ihr Leben und ihre Arbeit sollte der Gegenwart ein leuchtendes Beispiel sein.

Romane.

Von allen Werken Freytags sind wohl keine bekannter und erfreuen sich keine mehr der Beliebtheit des Publikums, als die Romane. Und wiederum steht an erster Stelle eine durchaus kulturgeschichtliche Darstellung, die in den Jahren 1853/54 entstanden ist, „Soll und Haben“. Es war ein guter Gedanke, das Arbeitsleben seiner Zeit und seines Volkes in einem Romane festzuhalten. Der durchaus reale Zug, der durch die ganze Schilderung des „Volkes bei seiner Arbeit“ weht, gibt ihr einen eigentümlichen Reiz und wirkt absolut nicht störend. Insbesondere ist es der Kaufmannsstand, der hier verherrlicht wird. Der Aufenthalt in Breslau, wo Freytag im großen Handelshause der Molinari ein gern gesehener Gast war, mag zu diesem Werke den Anstoß gegeben haben. Hier war es, wo der Privatdozent von ehemals eine Ahnung und Einblick erhielt in die Bedeutung und den Umfang des deutschen Handels. In freien Stunden wanderte er durch die krummen, alten Gäßchen und Winkel mit den moosbedeckten Häuschen, den Zeugen vergangener Zeiten. — Alle diese selbst gemachten Beobachtungen sind im Roman meisterhaft verwertet. Sie sind es auch, welche das kulturgeschichtliche Moment bilden, an das sich andere, unwesentliche Ausschmückungen anschniegen. Einer wissenschaftlichen Arbeit über „Die Technik des Dramas“ folgte 1864 ein weiterer Roman: „Die verlorene Handschrift“. Wieder ist es ein Griff in das Arbeitsleben der deutschen Gegenwart, eine Ehrung des Lichtgottes der Wissenschaft, Phöbus Apollo. Der moderne Gelehrte spielt darin die Hauptrolle. Ist es zum Großteil die didaktische Ader, welche dem Romane das ausschließliche Gepräge gibt, so bietet er doch auch viel kulturell Wertvolles. Unverkennbar sind Episoden von Selbsterlebtem aus den Tagen der Vergangenheit seines Lebens.

Während des Krieges von 1870/71 weilte Gustav Freytag als Begleiter des preußischen Kronprinzen im großen Hauptquartier. Die Kriegsberichte, die er regelmäßig seinem Blatte zukommen ließ, sind wahre Perlen journalistischen Könnens. Unter dem Donner der Kanonen und dem Rollen der Gewehrsalven reifte in des Dichters Brust der Gedanke zum letzten großen Roman: „Die Ahnen“. In den Jahren 1872—1880 entstanden, bilden die 6 Bände einen einheitlichen historischen Roman. Der innere Zusammenhang ist dadurch gegeben, daß die verschie-

denen Momente der Geschichte einer Familie angehören. Obwohl kulturhistorische Partien überall wie glänzende Tauperlen durchglitzern, hat der Verfasser in seiner Widmung an die deutsche Kronprinzessin ausdrücklich betont: „Dieses Buch will Poesie enthalten und gar nicht Kulturgeschichte.“

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Die in den „Grenzboten“ bis 1859 erschienenen Aufsätze über die deutsche Vergangenheit bilden die Grundlage für dieses große kulturgeschichtliche Werk. Wurde die Redaktion derselben zuerst auf zwei Bände erweitert, so liegen nun in der Gesamtausgabe fünf abgeschlossene Bände vor. Der erste Band geht von den „ersten überlieferten Lebensäußerungen der Germanen“ bis zum Tode Friedrich Barbarossas. Nach einer ziemlich kurzen Beschreibung der Römerzeit, verbreitet sich Freytag ausführlicher über die einzelnen Völkerstämme und ihre Wanderzeit. Das „Christentum bei den Germanen“ und die großen Fortschritte, die ihm zu Teil wurden, ist sehr anziehend geschildert. Während die Kapitel aus der Merowinger- und Karolingerzeit mehr politisch von Interesse sind, enthält besonders der Abschnitt über das Klosterleben im zehnten Jahrhundert viel kulturgeschichtliches. Ein schönes Zeugnis stellt der Verfasser aus, wenn er sagt: ¹⁾ „Keiner aber der spätern Orden, welche sich so zahlreich und zudringlich (!) unter das Volk setzten, reicht durch seine Ordenstätigkeit nur entfernt an die Bedeutung, welche die alten Benediktiner für Kultur und Erziehung des Volkes haben.“ St. Gallen, das uns als Schweizer besonders nahe liegt, wird uns als „eines der ruhmreichsten“ geschildert. ²⁾ Von den Kreuzzügen heißt es: ³⁾ „Wohl war es ein wundergleicher Kampf. Ein ungeheures Heer von wildbegeisterten und zuchtlosen (!) Kriegerern, ohne einheitliche Führung, unter Fürsten und Bannerherren von hochfahrendem Sinn, die in der Mehrzahl Gold und eigene Herrschaft nicht weniger begehrten als die Gnade ihres obersten Heerführers Christus; so locker der militärische Zusammenhang, . . . und dennoch trotz unaufhörlichen Reibungen und blutigem Hader ein unablässiges Wirken der treibenden Kraft.“ Mit der Schilderung der Blüte und Zerfall der Hohenstaufenzeit schließt der erste Band.

Kulturgeschichtlich sehr interessante Partien sind die Schilderungen des Rittertums, die uns Freytag am Eingang des 2. Bandes gibt. In gewisser Hinsicht aber ist die Entwicklung des Landvolkes, seiner Zustände und der Art seines Dorflebens ebenso lesenswert. Die Besiedlung des deutschen Ostens, die Hussitenkriege, die Darstellung der Ritterspiele, besonders der Turniere, und besonders das Schlußkapitel über „die fahrenden Leute“ zeigen den Meister in der Detailmalerei.

„Aus dem Jahrhundert der Reformation.“ So ist der 3. Band der „Bilder“ überschrieben. Es ist das Lieblings-Zeitalter des Verfassers. Die großen nationalen Kämpfe des deutschen Volkes spiegeln sich im Seelenleben einzelner Individuen. Meist bilden ihre Selbstdarstellungen die Quelle, aus der Freytag schöpft. Im Mittelpunkt der ganzen Schilderung steht natürlich der deutsche Reformator, Martin Luther.

¹⁾ Freytag Gustav: Gesammelte Werke XVII; pag. 374.

²⁾ Ebenda, pag. 375.

³⁾ Ebenda, pag. 477.

Treffend steht über dem 4. Buch: „Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.“ In beinahe zu detaillierter Weise schildert der Verfasser der „Ahnen“ die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Es ist nicht die Betonung des rein politischen und strategischen Momentes; im Gegenteil dominiert die Wechselwirkung zwischen Ursache und Wirkung in der Entwicklung des kulturellen Motives. Ziehen wir noch die „Folgen“-Darstellung in Betracht, so erscheint uns dieser Band als eigentliche Kulturgeschichtsschreibung.

Der 5. und letzte Band umfaßt auf fast 500 Seiten die Zeit von 1700—1848. Es ist die „neuere Zeit“, die Jahre der Nachwehen, der Rekonvaleszenz. Ist die Geschichte des „Staates Friedrich des Großen“ eine Verherrlichung des preußischen Staatsgedankens im kulturellen Sinne, so ist die Schilderung der Erhebung der Deutschen in den Freiheitskriegen gegen Napoleon der Sieg des deutsch-vaterländischen Gedankens des Dichters. Freilich ging es noch Jahrzehnte bis dieser Traum eines „einigen Deutschland“ und mit Ausschluß Österreichs in Erfüllung gehen sollte. In sinniger Weise schließt Freitag seine „Bilder“, indem er noch seinen Freund Karl Mathy über eine Dorfschule sprechen läßt. Das heutige Uhrmacher-Dorf Grenchen zu Füßen des Jura ist der Ort der Handlung und Karl Mathy der dortige Lehrer. Ein Beweis, daß die Gemeinde Verständnis für die Schule an den Tag legte, erhellt aus mehreren Bemerkungen; die Entwicklung desselben ist kulturhistorisch von Interesse. (Schluß folgt.)

Champignon.

Von Eugen Rosenberger.

Die Pilze kommen mir immer als die trügsten Pflanzen vor. Darum nenn' ich meinen Typus eines faulen Schülers Champignon. Die trägen Schüler sind es, welche unser Schulkreuz ausmachen. Ich meine hier nicht jene Trägheit, die ihren Grund in krankhaften körperlichen Zuständen hat und bei welcher wir den betreffenden Kindern oft bitter Unrecht tun mit unsern Aufgaben und Strafen, weil dort besser der Arzt als der Pädagoge ins Mittel treten würde.

Mein Champignon war gesund wie der Fisch im Wasser und absolut nicht ohne Talent. Galt es einen mutwilligen Streich zu spielen oder das Maul tüchtig in losem Gespräch zu üben, da war er schon dabei. Aber lernen, in der Bank stillesitzen und aufmerken oder fleißig schreiben und rechnen, das lag ihm nicht. Er war nicht Phlegmatiker, sondern Sanguiniker, war leichtsinnig, vergaß alles im Handkehrum; in seiner Unordentlichkeit und Unbesonnenheit unterschied er nie zwischen Wichtigem und Unwichtigem; seine Zerstreutheit führte zu Flüchtigkeit bei allen Arbeiten, zur Nachlässigkeit in seinem Äußern, in seinem ganzen Tun und Lassen. An gutem Willen fehlte es ihm gerade nicht. Galt's zu rechnen, so machte er sich wohl dahinter, eine, zwei Rechnungen wurden schnell gelöst, richtig oder unrichtig, darauf wurde nicht geachtet, wenigstens bei der zweiten nicht mehr. Dann sank die Hand schlaff herab oder es wurde ein Tintenleck etwas verziert, irgend ein Figürchen oder „Manögel“ unter die Rechnung, auf den Destrang oder das Fließblatt gezeichnet und dem Nachbar gezeigt; vielleicht